

CLEMENS J.
SETZ

BOT



GESPRÄCH
OHNE AUTOR

SUHRKAMP

(Aus dem Wikipedia-Eintrag über den *Struwwel* von Heinrich Hoffmann)
»1567: Hans Staininger, der Stadthauptmann von Braunau, brach sich das Genick, als er über seinen eigenen Bart stolperte. Hans Staininger bewahrte den Bart, der fast anderthalb Meter lang war, normalerweise zusammengerollt in seiner Brusttasche auf.«
(Aus dem Wikipedia-Eintrag über ungewöhnliche Todesfälle)
(Jänner 2013)

Darf man in der Literatur aus jeder Perspektive erzählen, im Extremfall auch aus der einer Glühbirne?

Stark erkältet. Nachdenken über das altirische Gedicht *Pangur Bân* (*Der weiße Pangur*), geschrieben von einem Mönch im 9. Jahrhundert im Kloster auf der Insel Reichenau im Bodensee. Es handelt vom weißen Kater des Mönchs, beschreibt seine Mausjagden, seine Freude beim Verrichten aller Erdentätigkeiten. Der Mönch erzählt uns von seinen schriftlichen Studien (er dürfte ein Lehrer gewesen sein). Eigentlich ein Wunder, dass dieses Gedicht existiert. Wir wissen, dass der Mönch seine Katze gern hatte. Möglicherweise ist es eine Erinnerung an eine Katze zu Hause in Irland, nicht im deutschen Exil, aber wer weiß. – Am Abend gab es hier ein völlig wahnsinniges Sonnenuntergangslicht, purpurfarben, suizidal. Und dann eine über die Dächer der Nachbarschaft heranziehende Gewitterwolke mit einem abendrot illuminierten Kondensstreifen-Strohalm darin. Wie ein Raketenstart sah das aus, und ich dachte, in einer Art Schutzzauber, an das altirische Katzengedicht. Man darf also auch aus der Sicht eines Mönchs schreiben, der seine Katze gern hat.
(Anfang November 2015)

Das heißt, man kann dem Leser alles zumuten?

Ezra Pounds *Cantos* erinnern mich an Quellcode. Man kann sie bekanntlich nicht einfach so lesen, sondern muss sie Zeile für Zeile dekodieren, genauso wie es der Compiler einer Programmiersprache (wie z. B. C++ oder Basic) tut. Guy Davenport hat viele Aufsätze über diese Art, Pound zu lesen, geschrieben. Er schlug immer jeden Begriff nach. So wird das Gedicht oder der Gesang selbst allerdings zu einem Computerprogramm, das erst »ausgeführt« werden muss, innerhalb eines Gelehrtenkopfes und seiner Referenzbibliothek. Davenport bereitete diese Lesart viel Vergnügen, obwohl die meisten Leser davor eher kapitulieren; irgendwann macht es einfach keinen Spaß mehr, nicht ein einziges Wort zu verstehen. – Horaz im Original zu lesen, ist dagegen wie Tetris: jedes Wort so sehr an seinem Platz, dass die Zeilen durchsichtig werden.
(November 2014)

Beschäftigen Sie sich noch mit Mathematik?

Ich habe in alten Mathematik-Skripten geblättert. Das meiste unzugänglich, vergessen. Dafür fällt mir heute auf, dass eine Kurve, deren Wendepunkte in einem Beispiel herauszufinden waren, haargenau so aussieht wie die Schlange aus dem *Kleinen Prinzen*, die einen Elefanten verschluckt hat und von Erwachsenen ständig mit einem Schlapphut verwechselt wird.

(Juni 2012)

Daniel Tammet hat einmal die ersten 22 514 Stellen von Pi auswendig aufgesagt, die schönste Stelle dabei sei der Feynman-Punkt gewesen, sechs Neuner hintereinander, »ein dicker Saum von dunkelblauem Licht«. Können Sie das nachvollziehen?

Wenn ich tot bin, werde ich nicht mehr an allen roten Ampeln stehen bleiben. Shoutout an alle Ampeln. Unter einer Eisenbahnbrücke dreht sich die blaurot bebänderte Säule eines Barbierladens. Ich denke an das Obst, das aus meinem Flugkoffer rollte, es war vom Aufenthalt im Gepäckraum der Maschine noch kalt und verstockt, besonders den Äpfeln merkte man es an, sie lagen wächsern-starr in der Hand, als hätten sie diesmal zu viel erlebt. Die in einem solchen Apfel gespeicherte Kälte – es ist jene, die auch in der eisbraunen Ziffer 9 wohnt – dann am Nachmittag durch föhnwarme Straßen vom eigenen in ein anderes Haus tragen. – Auf der Straße wurde mir auf einmal klar, dass sich in mir ein *Eulengebiss* bildete. Ich musste meinen Mund auf eine bestimmte Weise leicht geöffnet halten. Und Spatzen, kleine Feder-Automaten, bewegten sich auf Höhe meiner Knöchel. Später sah ich ein schon zu großes Mädchen auf der Federtierwippe am Spielplatz, umgesunken wie eine herbstschwere Wespe, die einen Grashalm niedergerungen hat.

(Dezember 2016)

Noch kurz zurück zu Blau – eine besonders schöne Prägung ist »knechtblaue Häuser«.

Vorm Fenster ein leuchtender Herbsttag und der Nonsequitur-Gedanke dazu: »Café de l'Europe«. Und beim Anblick von Krähen in gelbbunten Baumkronen: »Tubular Bells«.

(November 2016)

Sie sehen C-Dur grasgrün, den Farbton einer Pause als feines Silbergrau – und sonst?

Ich bin ein Synästhet, der selbst *Demütigungen* in verschiedenen Farben erlebt.

(Januar 2014)

Von den Begleitfarben zu Begleitgeräuschen – wie steht es damit?

Eine Webseite, youarelistening.to, spielt einen Livestream von Polizeifunk aus verschiedenen amerikanischen Städten, hinterlegt mit Ambientmusik. Die Kombination vermittelt ein angenehm abendliches, planetares Gefühl, ähnlich den End Credits einer Dokumentation über unaufhaltsame globale Vorgänge. – In Baltimore sagte ein Polizist: »It seems like no one is responding, like, ever«, dazu ein melancholisches Drone-Stück (etwa im Stil von Chihei Hatakeyama oder Stars of the Lid) und mein Blick zum Fenster raus, auf violetten Nachgewitterhimmel über Hausdächern.
(Anfang August 2014)

In *Indigo* treten Sie als Clemens Setz auf, in *Die Stunde zwischen Frau und Gitarre* als Hase. Wie ist das Leben als literarische Figur?

Höchst beunruhigendes Gespräch mit einer Frau, die ihre Tochter als Indigokind bezeichnet und mir erklärt, es sei mit ihr »wie in deinem Roman«. Zuerst denke ich, dass sie damit das bekannte esoterische Konzept der Indigokinder meint, aber dann frage ich nach (auf typisch eitle Autorenart neugierig, ob sie den Roman gelesen hat oder nicht), wie sie das meine, »wie in meinem Roman«. Na, ihre Tochter mache die anderen Kinder im Kindergarten krank, wenn sie mit ihnen zusammen sei. Zuerst habe sie gedacht, es sei vielleicht das Shampoo, das sie zu Hause verwenden – auch die Kindergartentante, der die krankmachende Wirkung des Mädchens zuerst aufgefallen sei, habe das vermutet –, aber sie hätten das Shampoo gewechselt, und die Wirkung sei dieselbe geblieben. Und nun habe sie erfahren, dass es in Graz – so ein Zufall – jemanden gebe, der ein Buch über diese Art von Kindern geschrieben habe, wie sei denn heute mein Verhältnis zu den darin porträtierten Müttern? Nachdem ich verstanden hatte, dass sie dies alles ernst meinte und es kein verspäteter Aprilscherz war, erklärte ich ihr einigermaßen entsetzt, dass mein Roman Fiktion sei, reine Fantasie. Darauf ging sie nicht wirklich ein, und ich muss zugeben, dass ich anfangs auch eine gewisse Scheu hatte, sie aus ihrer Wirklichkeitsblase zu stoßen, sie schien darin so zu Hause. Sie sagte, natürlich mache ein Autor immer was Eigenes aus einer Geschichte, künstlerische Freiheit und so. Mit zunehmendem Unbehagen versuchte ich sie zu überzeugen, dass ihre Sicht auf ihre Tochter Unsinn sei, aber das war vollkommen unmöglich. Es sei immer dasselbe, die anderen Kinder seien von ihr abgestoßen, bekämen Hautausschläge im Halsbereich (sie sprach, mit entsprechender gestischer Untermalung, von »Kragenausschlägen«), »Fingerzittern« und Kopfschmerzen. Ich äußerte die Theorie, dass ihre Tochter möglicherweise einfach gesund und abwehrstark sei, während die anderen das Kindergarten-Fertiggessen nicht vertragen oder sonst irgendwie allergisch auf etwas dort reagieren. Davon wollte sie nichts hören. Und sie wiederholte ihre interessierten Fragen nach den Leuten, die ich sicher für die Recherchen zu meinem Roman getroffen hätte, es gebe kaum

Möglichkeiten, andere Eltern mit ähnlichen Problemen zu finden, aber mein Buch könne das vielleicht ein bisschen ändern. Schließlich wusste ich mir keinen anderen Rat, als ihr zu empfehlen, das Mädchen vielleicht mal für ein Jahr oder so zu Verwandten zu schicken, sie hatte vorher eine Großmutter im Elsass erwähnt, aber auch das wurde zurückgewiesen. Und dann später vielleicht ein Internat, sagte ich (armes Mädchen, bloß weg von dieser Familie!). Ich sei selbst in eines gegangen, log ich und spürte den besonderen Ekel, der immer dann auftritt, wenn jemand einen zwingt, mit in die Kammer seines Wahnsinns zu gehen. Das alte Canetti-Zitat kam mir in den Sinn, dass ein guter Autor seinen Figuren erst dann in der Wirklichkeit begegnet, *nachdem* er sie erfunden hat. So wie Canetti das formuliert, klingt es direkt wie etwas Angenehmes.

(April 2014)

Im Gegensatz zu vielen Ihrer Kollegen gehen Sie nicht davon aus, dass Sie immer publizieren werden. Ist das eine eher traurige oder befreiende Vorstellung?

In Köln trat ich mit Verena Roßbacher auf, die mich als »Paten« gewählt hatte, obwohl sie sowohl älter als auch erfolgreicher ist als ich; also eine lustige Umstülpung des Patenschafts-Lesung-Formats, das jedes Jahr in Köln veranstaltet wird; und tatsächlich sehr freundlich von ihr. – Verena sagte mir, sie glaube, mein Problem (ihr Wort dafür war »KruX«) sei eine vollkommene Herzlosigkeit, die sich in meinen Büchern zeige. Viel Bravourstückliches, wenig Menschliches. Das brachte mich auf den Gedanken, dass es möglicherweise lauter solche bizarren und eigentlich stark hindernden Mängel sein müssten, die Autoren auszeichnen. Sie hat gewiss recht, obwohl ich es nicht *herzlos* nennen würde, vielleicht eher – ich sagte das auch beim Auftritt – seelenlos. Eben das, was bei anderen am Ende unsterblich wird. In Köln sah ich dann eine Reihe übel zugestutzter Platanen, die an aufgespannte Regenschirmskelette erinnerten. Beim Verlassen der Stadt gab es einen Nahverkehr-Generalstreik, überall gerieten Menschen in Wut, Taxifahrer verscheuchten einander plärrend von den Standplätzen vorm Bahnhof. Es war schön anzusehen, wie ein Konzert. Daneben der monströse Dom, der seit Jahrhunderten mit alldem hier nichts mehr zu tun hat. Er trug sehr hoch oben ein Gerüst, sein Headset. – Dann auf dem Weg nach Hause nickte ich im Flugzeug von Frankfurt nach Graz kurz ein. Im Traum befand ich mich auf einem Rollfeld vor einer großen Maschine, auf der »KuKluxAir« stand. Ich dachte: Seltsam, wie sich immer alles verwandelt. Dann war ich im Flugzeug, und es gab Eis für alle. Was mir der Traum vermutlich mitteilen wollte: Wenn man einen Ku-Klux-Klan-Mann umdreht und am Spitzhut in der Hand hält, kann man ihn wie eine Eistüte abnagen und langsam aufessen. – Aber im Ernst, es ist unerträglich und lächerlich, ich bin jetzt 31 und habe noch immer keinen Beruf. Ich bin als Entertainer im Land unterwegs. An sich keine Schande, wie Schlagersänger, Kabarettist oder Motivationstrainer, alles ehrenwerte Tätigkeiten, aber

halt nie von mir als Beruf beabsichtigt. Aber nun bin ich das. Leute zum Lachen bringen. Es wird mir peinlich. Heftiger Selbstekel auch beim Gedanken an den zu 85 % fertigen Roman *Die Stunde zwischen Frau und Gitarre*. Schade, dass mein Roman *Über die Natur* nicht erscheinen kann, oder darf, was weiß ich. Weil dann alle entsetzt, Karriere aus, lol. Noch größerer Ekel später beim Gedanken an ein Autorenleben mit, let's say, fünfundvierzig oder fünfzig. Immer noch um Stipendien ansuchen, auf Preise hoffen. Auftreten und witzig sein. Wir wollen es lieber gut sein lassen, dann.
(16.–18. März 2014)

Wenn Sie von den unmittelbaren Funktionen der Literatur sprechen (»Ihn ernähren. Sich an jemandem rächen. Eine Frau beeindrucken.«), klingt das aber ziemlich pragmatisch.

Peter Handke ließ einmal einen Geldschein in seiner Hosentasche, der wurde in der Waschmaschine mitgewaschen. In einem Interview mit Friedrich Luft sagte er, er habe das Geld gern zurückhaben wollen, also habe er den kaputten Geldschein kurzerhand in ein Gedicht verwandelt.
(August 2011)

»Egal in welches Land man dich einlädt, / immer gibt es den gleichen wackligen Tisch, / das gleiche Arrangement von Leselampe, Wasserglas/und spärlichem Publikum« – so trostlos sind Lesereisen? Oder literarische Treffen? Oder alles?

Eine Italienerin fragte mich nach der Lesung, ob ich ihr einen Tipp geben könne, ihr Freund sei genauso wie ich, so semi-autistisch und beschäftigt mit sonderbaren Projekten, aber das gefalle ihr jetzt nicht mehr, wie könne sie ihn verändern. Ich wusste nichts.
(18. 5. 2015, Dublin)

Worüber kaum einer spricht, sind körperliche Probleme, die auftreten können, wenn man obsessiv schreibt. Das tun sie aber, nicht wahr?

Vollkommen absurder Tag. Ich erwache mit einem großen blinden Fleck im Gesichtsfeld meines rechten Auges, unterhalb des Fokus, eine längliche Insel in der hilflosen Füllfarbe des Gehirns, das keine visuellen Informationen mehr von dort bekommt. Sofort versuche ich, die Unterversorgung mit Blut, die diesen Effekt vermutlich erzeugt, wegzutrainieren. Es gelingt, aber kurze Zeit später, als ich länger aufrecht stehe, kehrt das Ding zurück. Ich gehe wieder trainieren, Liegestütze, Kopfstand usw. Aber diesmal funktioniert es nicht mehr, der Fleck bleibt hartnäckig, ein Teil des Gesichtsfeldes fehlt. Ich nehme ein Migränemittel, das die Durchblutung des Gehirns erhöht, und mache Kopfstand, davon geht es zeitweise weg, aber jedes Mal, wenn ich aufrecht stehe, reißt das Loch wieder ein.